



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Utopien eines Technikers

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht, dann kann uns das „billige“ Brot recht teuer zu stehen kommen, dann werden die Sozialdemokraten Recht behalten und seiner Zeit die Garben schneiden.



Utopien eines Technikers



manuel Herrmann, der Erfinder der Postkarte,^{*)} ist eine anerkannte Autorität in technischen Fragen, ist akademischer Lehrer, Berater der österreichischen Staatsverwaltung und geistreicher Schriftsteller und muß von dieser vierfachen Grundlage aus einen gewaltigen Einfluß üben. Demnach will jedes seiner Bücher beachtet und — gründlich kritisiert sein. Stoff genug bieten sie, denn der Verfasser beherrscht eine erstaunliche Fülle von Wissen, bringt fast auf jeder Seite ein Dutzend tatsächlicher Angaben und ist Virtuose in der Kunst, diese zahllosen Einzelheiten aufs mannichfachste zu wunderlichen Geweben zu verknüpfen. So z. B. führt er durch alle Zeiten, Völker und Verhältnisse hindurch die Gliederung der Wirtschaftsordnung in vier Gebiete aus (einseitiges Nehmen, einseitiges Geben, zweiseitiges und wechselseitiges Nehmen und Geben), beschreibt den Menschen als innerstes Wirtschaftsgebiet, wobei dann Fleischerei, Mühle und Küche als erweiterter Verdauungsapparat erscheinen u. s. w. Man könnte das Buch, als eine Anatomie und Biologie der menschlichen Wirtschaft, das Pendant zu Schöffles großem Werke nennen, das die Anatomie und Biologie der Gesellschaft enthält. Wie Schöffle, verfährt auch er überfein im Zergliedern und Verbinden, im Aufsuchen von Analogien, und stellenweise schnappt seine Gelehrsamkeit über. So z. B. wenn er Seite 246 schreibt: „Nach der Ansicht des Autors bilden die gegenwärtigen Bestandteile des Menschenhauptes die letzten Überreste aus jenen Epochen, in denen unsre Ahnen noch weit reicher als jetzt gegliedert waren und die jetzt das Haupt zusammensetzenden und zusammengewachsenen [!] Glieder noch zum Sichfortbewegen und Greifen mit be-

^{*)} Wirtschaftliche Fragen und Probleme der Gegenwart. Studien zu einem System der reinen und technischen Ökonomik von Ministerialrat Dr. Emanuel Herrmann, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule in Wien. Leipzig, C. F. Winter, 1893. — In einer Polemik auf Seite 55 heißt es: „Bei diesem Anlaß muß der Autor sein Anrecht auf die Originalität der Idee und auf die Priorität der Einführung der Postkarte wahren und insbesondere Darstellungen von deutscher Seite entgegengetreten, die für Staatssekretär von Stephan die Priorität ausnahmslos in Anspruch nehmen wollen. Warum führt von Stephan in Deutschland den Kartenbrief nicht ein? u. s. w.“

nutzen mußten," und in einer Anmerkung verspricht er die Ausführung dieses Gedankens in einem Werke über die Ökonomie der Natur. Möge er sich und uns die ausführliche Beschreibung des Kopffüßlers, den er unsrer Ahnenreihe einzufügen gedenkt, lieber schenken; wird uns doch von der bloßen Andeutung schon übel! Und auf der folgenden Seite heißt es: „Nicht nur die Krankheiten, welche unsre Vorfahren sich etwa als Höhlenbewohner zuzogen [!], wie die Phthisis [sic!], Rachitis, Skrophulose, Rheumatismen, Gicht u. s. w., sondern auch die Talente und Charaktereigenschaften des Menschen als Abkömmling von Weichtieren, Haien, Lurchen, Reptilien, Beuteltieren, Nagetieren, Halbaffen u. s. w. und endlich von den wildesten schwanzlosen Vierhändlern, insbesondere aber die Triebe der Vorzeit des Übergangs zum Menschen, wie die Unruhe, die Neugierde, die Such- und Forschbegierde, der Meid, die Eiferfucht, die Grausamkeit, der Mordtrieb, die Sinnlichkeit, die Wildheit, Unbändigkeit, Rauf- lust, Blutgier, Völlerei u. s. w. bilden ein Erbeil u. s. w.“ Die Germanen standen dem Höhlenzeitalter bedeutend näher als wir Heutigen, es ist aber nicht bekannt, daß sie schwindstüchtig, krummbeinig und vom Gliederreißen geplagt gewesen wären; zur Erklärung des Rheumatismus unsrer Ofenseger dagegen bedarf es der Höhlen, die unsre Vorfahren vor 6000 Jahren bewohnt haben mögen, ganz und gar nicht. Und wenn die Naturtriebe, bei deren Anordnung wir freilich die Blutgier und die Grausamkeit nicht in eine Reihe mit der Sinnlichkeit und Forschbegier setzen würden, wenn sie schlechterdings nicht zur Menschennatur gehören, sondern ein Erbübel sein sollen, dann möchten wir doch dieser wissenschaftlichen, aber darum noch nicht bewiesenen Ahnenreihe den Teufel und seine Frau Ruhme vorziehen, die zwar nicht wissenschaftlich, aber doch nicht ganz so unanständig sind.

Nun aber zur Hauptsache. Herrmann ist ein begeisterter Apostel des technischen Fortschritts. Als solcher ist er in seinem Buche: „Technische Fragen und Probleme“ zu einem wirtschaftlichen Ideale gelangt, das die Grenzboten (1891, 4. Vierteljahr, S. 321) „wahrhaft scheußlich“ genannt haben. Die Technik soll den Menschen vom „Absolutismus des Himmels, der Schönheit, des Schwertes, der Meinung“ erlösen, nachdem sie ihn von der Natur erlöst und „künstlich eine neue, dem Menschendasein vollständig angepasste Welt“ geschaffen, die Oberfläche der Erde in eine Riesensabrik verwandelt hat, die alles, auch die Nahrungsmittel, künstlich herstellt. Nur daß dieses „Paninkeltum“, wie es ein Spötter nennt, nicht im „Somunkeltum“ gipfelt, da vielmehr die „Emanzipation vom Menschen“ der letzte Triumph der Technik und „Hinaus mit dem Menschen!“ das Lösungswort unsrer Zeit sei; hinaus mit diesem ungeschickten, zu langen, zu dicken, unberechenbaren, präzisionswidrigen Maschinenteil! (Das letzte aleatorische Element in der Weltwirtschaft nennt er den Menschen im vorliegenden Buche.) Also Menschen brauchen weder mehr gezeugt noch fabriziert zu werden, sondern wenn die ungeheure Maschine, die

Nahrungsmittel, Kleider, Häuser, Werkzeuge herstellt, zum Automaten vervollkommenet sein wird, der — ein „Selfactor“ von einem Ende bis zum andern — keiner Menschenhand und keines Menschenhirns mehr bedarf, dann kann sich der letzte Mensch empfehlen und sein Werk den ihn überlebenden vernunftlosen Brüdern hinterlassen — etwa als Bogelscheuche oder als Mäusehecke.

Vielleicht ist es unser kräftiges „scheußlich“ gewesen, was den geistreichen Enthusiasten bewogen hat, auf seiner Luftreise Halt zu machen, sich zu besinnen und umzukehren. In seinem letzten Buche wirft er Seite 128 die Frage auf, ob denn der Mensch um der Wirtschaft willen, oder die Wirtschaft um des Menschen willen da sei, und Seite 243 bis 244 macht er es den bisherigen Wirtschaftssystemen zum Vorwurf, daß sie den Menschen nur als Produktionsfaktor, höchstens als Abnehmer von Gütern betrachtet hätten; „ihnen, sagt er, erschien das Güterleben [!] als Haupt-, das Menschenleben hingegen als Nebensache, und zwar so, als wären die Menschen um der Güter willen und nicht diese um der Menschen willen da.“ Daß er sich selbst in höchst eigener Person vor erst drei Jahren der Welt als die äußerste Spitze dieser verkehrten Richtung dargeboten hat, scheint er gänzlich zu vergessen. Nun, das verzeihen wir ihm; kehrt er nur um, ein Schuldbekenntnis brauchen wir nicht. Aber ein Geheimnis wollen wir ihm verraten. In jener falschen Theorie spielt eine *reservatio mentalis* eine große Rolle; zwischen Mensch und Mensch wurde in Gedanken unterschieden, ohne daß man es sich und andern eingestand. Sich selbst, den Genießenden, rechnete man nicht zu jenen Menschen, die bloß als Produktionsmittel und als Konsumenten in Betracht kommen; die eigne werthe Person betrachtete man selbstverständlich als die Hauptsache, das eigne Glück als Selbstzweck, die gesamte Technik und Volkswirtschaft als die großen Mittel zur Verwirklichung dieses Zwecks, und innerhalb dieser Riesenmaschine verschwanden die ihr eingefügten Menschen als Maschinenteile von untergeordnetem Werte. Der behagliche Zustand, in den diese Auffassung die *beati possidentes* versetzt hatte, erlitt jedoch eine unangenehme Störung; die lebendigen Maschinenteile wurden rebellisch, schrieten und rührten sich dermaßen, daß es unmöglich war, ihre Stimmen zu überhören und ihre Stöße nicht zu empfinden, und die Sache wurde um so unangenehmer, als mancher Angehörige der höhern Klassen ganz naiv auch einem Teile seiner Klassengenossen die Stellung unterhalb der eigentlichen Menschheit, in der Maschine, anzuweisen gedachte, wie wir soeben wieder einmal recht auffällig in dem Kampfe zwischen Agrariern und Industriellen gesehen haben, die einander gegenseitig als Werkzeuge behandeln möchten.

Also auf diesem Wege geht es nicht weiter; die Menschen, sogar die armen, wollen nicht unter, sondern über den Werkzeugen Platz nehmen. Das sieht auch Herrmann jetzt ein und weist der Technik die Stellung an, die ihr ge-

bührt, als einer Dienerin des Menschen. Den Menschen behandelt er als Zweck und gelangt daher, ganz wie wir, zu dem Ideal einer auf den Individualismus gegründeten Wirtschaft, einer Wirtschaft, die auch das durch die heutige Maschinentchnik vielfach bedrohte und teilweise vernichtete individuelle Schaffen wieder möglich macht. Der Entwicklung der Technik entsprechend hat sich auch die Gesellschaft zur Feindin des Individualismus entwickelt und tritt ihm in dreifacher Gestalt drohend gegenüber: als Staatssozialismus, als Unternehmersozialismus und als Arbeitersozialismus. Den Staat schilt er sehr heftig als Störer und Zerstörer des freien Unternehmertums und weist ihm oder ihr, der Bürokratie, an einer Reihe von Fällen die beschämendste wirtschaftliche Unfähigkeit nach. „Die Bürokraten in Wien und Tirol streiten sich um die Kompetenz und lassen inzwischen ruhig die Wälder devastieren und das schöne Land, eine Perle der Alpenwelt, sich in einen verwüsteten Karst verwandeln,“ heißt es in einer Schilderung des österreichischen Wasserbauwesens oder Unwesens S. 53. Vielleicht sind nicht alle Bürokratien ganz so unbeholfen wie die österreichische, indes im großen und ganzen werden die Klagen und Anklagen, die er ganz allgemein gegen die Bürokraten erhebt, wohl nicht unbegründet sein. Indem Herrmann nun zwar der Technik ihre richtige Stellung anweist, dabei aber die Überzeugung von ihrer alles überwiegenden Wichtigkeit festhält, sieht er in ihrem Fortschritt das Hauptmittel, sein individualistisches Ideal zu verwirklichen, und betrachtet die sozialistische Bewegung zunächst unter dem Gesichtspunkte einer Hemmung des technischen Fortschritts. Demnach überschreibt er die erste der zehn Studien, in die er sein Buch gliedert: „Die wirtschaftliche Reaktion gegen die technischen Fortschritte der Gegenwart.“ Er erkennt die Schattenseiten der heutigen technischen Entwicklung an und findet die Reaktion nicht unberechtigt, sucht aber durch Darstellung der Wege, die der menschliche Fortschritt in der Vergangenheit eingeschlagen hat, die Richtung zu ermitteln, die wir einschlagen müssen, um über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen. Da es unmöglich ist, dem ganzen reichen Inhalt gerecht zu werden, so schälen wir nur die zwei Gedankenkreise heraus, die uns am wichtigsten scheinen, um sie kritisch zu beleuchten: einige Urteile Herrmanns über die Arbeiterfrage und sein volkswirtschaftliches Ideal.

Daß einem Manne, der den arbeitenden Menschen als ein störendes und die Präzision vermindernendes Element in technischen Prozessen zu betrachten gewöhnt ist, nichts unbequemer sein kann als eine Arbeiterbewegung, liegt auf der Hand. An menschlichem Mitgefühl fehlt es ihm zwar nicht; ist er doch der erste in Österreich gewesen, der auf Schutz der Fabrikkinder gedrungen hat (S. 30). Aber dem überstarken theoretischen Interesse eines systematischen Kopfes gegenüber können sich Herzensregungen auf die Dauer nur mit Mühe behaupten. Aus einer Menge von Stellen, die über die Arbeiter handeln, spricht persönlicher Anmut; er schilt sie. Er schilt freilich auch auf die Unternehmer und

erkennt gewisse Forderungen der Arbeiter als berechtigt an, aber zwischen den Äußerungen der einen und denen der andern Art besteht kein Zusammenhang: es sieht so aus, als wollte er nur seinem Ärger über die verwickelte und seinen Theorien sehr wenig entsprechende Lage nach beiden Seiten hin Luft machen. Er ärgert sich über die Arbeiter, die es so gut haben und trotzdem noch unzufrieden sind, dann ärgert er sich über die unvollkommene Technik der winterlichen Straßenreinigung in Wien, die von Menschenhänden besorgt wird, anstatt mit dem Schneepfluge, weil — dieser teurer ist als die Schaufler, und dabei kommt denn so nebenbei das Elend dieser Schaufler heraus; sehr viele seien für solche Arbeit gar nicht geeignet. „Wieviel Kummer mag vorausgegangen sein, bis diese Tausende zu einem solchen letzten Rettungsmittel aus dem Elend griffen! Vor kurzem erhängte sich in Wien ein Tagelöhner, weil er mehrere Wochen hindurch vergebens auf einen Schneefall gewartet hatte, der ihm und den Seinen Arbeit und Verdienst gebracht haben würde. Die Pein der Entbehrungen muß schon sehr groß geworden sein, wenn man, um sie auch nur für einige Tage zu beseitigen, sich zu einer so peinvollen Arbeit entschließt“ (S. 376). Er nennt die Arbeiter, die durch Umstände ihre Lage zu verbessern suchen, Ausbeuter und Wucherer, bezeichnet aber auch viele Unternehmer als „Maßgeier.“ Er beschwert sich über die Wiener Pferdebahnleute, die den Unternehmern die ohnehin niedrige Dividende noch mehr gekürzt hätten, bedenkt aber nicht, daß diese Leute in einer Sklaverei leben, für die sich schwerlich ein Beispiel aus frühern Zeiten dürfte anführen lassen: gehören sie doch sich und ihren Familien nur in der Zeit von etwa $\frac{1}{2}$ 1 Uhr nachts bis $\frac{1}{2}$ 8 Uhr morgens an, und selbst diese kurze Ruhepause erleidet unter Umständen noch Kürzungen. Er fragt: „Wie kommt die Bevölkerung einer Großstadt dazu, während des Ausstandes der Bediensteten (!) der Omnibus- oder Tramwaygesellschaften auf die geregelte Beförderung mehrere Tage hindurch verzichten zu müssen?“ Als ob die Großstädter ein angestammtes Recht auf Beförderung zu Wagen hätten! Und als ob sie nicht Gott danken müßten, wenn sie einmal gezwungen werden, ihre Gehölzer in Bewegung zu setzen, deren Gebrauch sie sonst ganz verlernen! Zur Notwendigkeit wird doch die Pferdebahn nur für solche, die, eben mit Rücksicht auf dieses Verkehrsmittel, ihre Wohnung so weit von ihrer Arbeitsstätte verlegt haben, daß der Verkehr zu Fuß für sie mit großen Unbequemlichkeiten verbunden sein würde.

An jeder Sache die zwei oder mehr Seiten hervorheben, die sie hat, das thun wir auch, das ist Pflicht des gewissenhaften Forschers und Berichterstatters. Aber dem Schriftsteller, der ja nicht, gleich dem statistischen Hilfsarbeiter, ein bloßer Materialiensammler sein darf, erwächst die weitere Pflicht, jene verschiedenen Seiten mit einander in vernünftigen Zusammenhang zu bringen. In wie auffälliger Weise Herrmann das oft versäumt, dafür nur ein Beispiel. Das einemal spricht er von den glänzenden Aussichten des modernen Arbeiters, der

Großunternehmer werden könne, und führt mehrere an, die es geworden sind (S. 369). Ein andermal bemerkt er, daß die gewöhnlichen Arbeiter, die Werkmeister und die Direktoren und vollends die Unternehmer, drei verschiedene Klassen bildeten, die durch zwei nicht leicht zu überspringende Klüfte von einander getrennt seien (S. 405). Soll der denkende aber zu wenig unterrichtete Leser durch die Anführung zweier so entgegengesetzten Thatsachen nicht verwirrt oder an dem Verfasser irre werden, dann darf dieser nicht unterlassen, den Widerspruch zu erklären. Beide Thatsachen sind richtig, aber sie gehören verschiedenen Zeiten an. Bis in die sechziger Jahre hinein trug der geschickte Arbeiter den Marschallstab in seinem Mäntel, und war auch die Zahl der ihm zugänglichen industriellen Marschallstellen nicht groß, so war doch die Aussicht viel wert; thatsächlich sind damals geschickte und geschickte Leute des untersten Standes nicht allein Direktoren und Großunternehmer geworden, sondern auch zu höhern Ämtern in neuen Zweigen der Staatsverwaltung gelangt. Seitdem aber haben sich der Reichtum und die Bürokratie verbündet, den untern Schichten den Zugang nach oben zu sperren. Wer Werkmeister werden will, muß eine gewerbliche Mittelschule, wer Eisenbahnbaumeister werden will, die technische Hochschule besucht haben, d. h. der Vater muß die der zukünftigen Stellung seines Sohnes angemessenen Geldmittel haben; wo diese fehlen, da können Talent, Geschick und Fleiß nicht mehr über die untersten Stufen der Gesellschaftsleiter hinaushelfen. Wir vermuten, daß sich Herrmann viel mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt hat; darauf weist wenigstens seine Virtuosität in der feinen Verknüpfung kleinster Teile hin. Aber indem er eine Menge Thatsachengruppen vor sich hat und in jeder von ihnen seine Verknüpfungskunst übt, übersieht er den Zusammenhang der ganzen Gruppen, der Hauptsachen, und läßt diese unvermittelt neben einander stehn. Indem er nun mit echt moderner Hast von einer Gruppe zur andern springt, entsteht ein Ganzes, das eben kein Ganzes, sondern ein Gewirr unvermittelter Widersprüche ist, den Leser zwar vielfach belehrt, zugleich aber auch verwirrt und peinigt und beinahe krank macht und die verwickelte Lage zu klären sehr wenig geeignet ist. Mit diesem Fehler der Methode verbindet sich noch ein Mangel des Wissens. Herrmann verfügt, wie schon bemerkt wurde, über eine unglaubliche Fülle von Kenntnissen nicht bloß im technischen Gebiete, sondern auch in dem der Naturwissenschaften und der Kulturgeschichte, aber ein Gebiet, das man unbedingt kennen muß, wenn man die Wirtschaftsgeschichte richtig behandeln will, ist ihm unbekannt: die Geschichte des mittelalterlichen Grundbesitzes. Nach jener hergebrachten liberalen Anschauung, die seit der Erschließung der mittelalterlichen Urkunden nicht mehr erlaubt ist, hält er die bäuerliche Freiheit für eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts und alle mittelalterlichen Bauern für Leibeigene, sodaß schon von dieser Seite her und von allem übrigen abgesehen die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen un-

geheuer erscheint. Wir haben nicht nötig, die unsern Lesern bekannten Wandlungen der bäuerlichen Verhältnisse hier nochmals darzulegen.

Die Fabrikarbeiter, schreibt Herrmann S. 26, „sind zum größern Teil zur Fleischnahrung übergegangen, eine Thatsache, die von den allermächtigsten Folgen begleitet sein wird, da sie geradezu eine Verdopplung der Arbeitskraft Europas bedeutet.“ Daß der Verfasser hier die arbeitende Menschheit Europas aus lauter Fabrikarbeitern bestehen läßt, während er später mit vollem Recht gegen diese Verwechslung eines Teils mit dem Ganzen protestirt, deren sich vorzugsweise die Sozialdemokraten und mitunter auch die Regierungen schuldig machen, das gehört zu den Gedankenlosigkeiten, die eine Folge seiner oben geschilderten Methode sind. Davon abgesehen, erweckt dieser angeblich allgemeine Übergang zur Fleischnahrung die ganz falsche Vorstellung, als ob die europäische Menschheit in frühern Zeiten verhältnismäßig weniger Fleisch gegessen hätte. Nun hat aber, um von den in Betracht kommenden Werken nur ein ganz leicht zugängliches zu nennen, Bezold in seiner Reformationsgeschichte Proben von Hofordnungen mitgeteilt, aus denen hervorgeht, daß die Hofarbeiter nicht allein ganz allgemein Fleisch bekamen, sondern auf manchen Höfen sowohl zu Mittag wie abends, und zwar jedesmal zwei Fleischspeisen. Und die Bauern, über deren Übermut am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geklagt wurde, werden doch wahrscheinlich nicht schlechter gelebt haben. Der bei weitem größte Teil der Bevölkerung Deutschlands bestand aber aus Bauern und ländlichen Arbeitern. Aber auch die Städter sind damals, wie jede Kulturgeschichte lehrt, so wenig Muster der Mäßigkeit gewesen, daß man nicht umhin kann, bei ihnen von Trinken und Essen zu reden, da ihr Essen und Trinken oft nicht mehr menschlich war. Und sie hatten dazu. Nach einer Bestimmung der Behörden von Koblenz vom Jahre 1527 sollte in den Gemeindewald in der Eckerzeit der landesherrliche Amtmann 50, jeder landesherrliche Schöffe und jedes Ratsmitglied 25, jeder Bürger 13, jeder Handwerker 7 Schweine zur Mast eintreiben dürfen. (Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, I, 522.) Was in aller Welt sollten diese Stadtleute mit ihren Schweinen gemacht haben, wenn sie sie nicht selbst aufgeessen hätten, da ihnen doch die Bauern wahrscheinlich keine abgekauft haben? Rindfleisch allerdings wurde im Mittelalter wenig gegessen, dafür aber viel Wild, das überreichlich vorhanden war, und Geflügel. Man sehe sich dagegen die für die Krankenkassenverwaltungen aufgestellten amtlichen Tagelohnlisten an und berechne, wieviel Fleisch der durchschnittliche Arbeiter von heute mit seiner Familie genießen kann bei einem Preise von 1,40 Mark fürs Kilo! Es bedeutet eben schon eine arge Verschlechterung der Lage unsers Volks, daß es nicht mehr, wie früher, größtenteils aus selbständigen Hauswirten und Besitzern, sondern aus besitzlosen Lohnarbeitern besteht, und wenn sich ein Teil dieser erst in unserm Jahrhundert entstandnen Proletariermasse eine höhere

Lebenshaltung erkämpft hat, so ist es nicht erlaubt, diesen Fortschritt gegen den Zustand von 1850 für einen Fortschritt überhaupt, für einen weltgeschichtlichen Fortschritt auszugeben.

Wenn Herrmann S. 27 die höhere Lebenshaltung des heutigen Arbeiterstandes als eine Bürgerschaft für eine gedeichlichere Entwicklung der Zukunft freudig begrüßt, so stimmen wir ihm bei; nur dagegen legen wir wieder Verwahrung ein, daß die bescheidenen Genüsse heutiger Lohnarbeiter als etwas neues dargestellt werden. Die Arbeiter sind „kräftigendem und erfrischendem Biere nicht abhold.“ Schön! Aber vor 600 bis 800 Jahren wurde darüber nicht erst geredet, denn Bier war das allgemeine tägliche Getränk, das sich jeder Hauswirt selbst bereitete; so fein wie Pagenhofer wird freilich dieses Gebräu nicht ausgefallen sein. „Auch ein gelegentliches Arbeiterfest, ein Tänzchen bezeugt nur den gesunden und lebensfreundigen Sinn dieser Klasse.“ Aber auch darüber wurde vor 800 Jahren nicht geredet. Es verstand sich für die Jugend von selbst, daß sie tanzte, so oft sie Zeit und Lust dazu hatte, und es kostete nichts; im Sommer im Freien, bei schlechtem Wetter — in der Kirche. Die Kirche wurde nämlich im Norden überall, so lange sie das einzige große und dabei feuersichere Gebäude der Gemeinde war, zugleich als Vorratshaus, als Citadelle, als Rathhaus, als Markt- und Gerichtshalle, als Tanzsaal, als Fest- und Schauspielhaus benutzt. Selbstverständlich haben die Synoden gegen diesen übrigens ganz natürlichen Zustand geeifert.

Auf S. 234 heißt es: „An die Stelle des schwarzen Roggenbrotes tritt das weiße Weizenbrot.“ Das halten wir, so weit es zutrifft, für keinen Vorteil; Pumpernickel ist nicht bloß gesünder und nahrhafter, sondern schmeckt auch besser als das fade Weißbrot der Südländer. „An die Stelle der breiartigen Speisen bei den Mahlzeiten, insbesondrer des Hirse-, Heidekorn- und Hafereis [der Verfasser vergißt den wohlgeschmeckenden, ungemein nahrhaften Erbsenbrei; Erbsen waren die Kartoffeln des Mittelalters] rücken Milch, Kaffee, Fleischbrühe, Fleisch, Butter, Käse und Fleischwaren ein.“ Falsch! Ist die Kartoffel eingerückt, muß es heißen. Für den Weberkaffee danken wir; Butter ist unerschwinglich teuer, vom Fleische haben wir schon gesprochen, und Milch ist für arme Leute ein Luxusgetränk, das kaum den Kindern in ausreichendem Maße gegönnt wird. Von Milch handelt ein Weistum der Gemeinde Niedermmel von 1532. „So unser gn. her als unser gewalt-, schirm- und grunther lege vor stetten, flecken oder schlossern in stifts nöten, und abginge an essenfleisch, so hat er die macht, daß er mag greifen zu Emmel in die herde und mag hollen idel kuhhe und hornlos ochsen und sunst kein ander viehe, und das darumb, daß dem armen mann sein ploch (Pflug) nit beraupt und den armen kindern die milch nicht genommen werde.“ (Lamprecht I, 1289.) Der Landesherr greift heute dem Bauer nicht mehr in den Stall, um seine Kasernen zu verproviantiren, aber wenn der Mechanismus unsrer Gesetzgebung und Ver-

waltung jährlich ein paar tausend kleine Besitzer um ihr ganzes Eigentum bringt und mit dem Pflugochsen oder vielmehr der Pflugkuh der Pflug selbst samt dem Acker geraubt wird, so haben die Gemeinden keine Weistümer, sich dagegen zu schützen. Und ob das Einkommen des Lohnarbeiters hinreiche, Milch „für die armen Kinder“ zu kaufen, darnach hat überhaupt noch niemand gefragt. Besonders aber, heißt es bei Herrmann weiter, „dringen Branntwein, Bier und Wein als tägliche Getränke vor.“ Den Branntwein schenken wir ihm; vom Bier war schon die Rede; den „täglichen Wein“ aber wollen wir durch zwei Urkunden beleuchten. Die eine gehört unsrer glücklichen Zeit an. Im Protokoll der am 17. Oktober 1892 abgehaltenen Bruderladenärztekongferenz für Brüx-Dux-Oberleutensdorf heißt es u. a.: „Wein darf nur als medizinisches Heilmittel, dagegen nie als Genussmittel zum regulären Gebrauche auf Kosten der Bruderlade verordnet werden. Auf Weinrezepten ist die zur Verschreibung Anlaß gebende Krankheit deutlich vorzumerken.“ (Neue Zeit Nr. 23, S. 717.) Also nicht einmal als Stärkungsmittel für Kranke und Genesende ist Wein zu haben, und das in einem Weinlande! Wie anders klingt die folgende Urkunde aus dem Jahre 1429. In einem Weistum von Menzweiler heißt es: (dem grundhörigen Ackermann, der Herrenland bestellt) „sol man stellen einen eimer voll wins uf icklich angewende (auf jeden der beiden Raine) und einen wißen becher darin, wan es ime und seinem knecht noit ist, daß sie drinken.“ (Lamprecht I, 340.) Also auf jede Seite einen Eimer Wein und nach jeder gezogenen Furche einen Schluck thun können! Was sagen unsre Herren Gutsbesitzer dazu? S. 569 bemerkt Lamprecht, daß die Fröhner ganz allgemein ihren täglichen Wein bekamen (natürlich nur im Weinland, anderwärts Bier); nur wurde Strafe angedroht, wenn sich einer betränke und *socium suum vel aliquem* offendat. Wassertrinken, bemerkt er auf der vorhergehenden Seite, „galt im früheren Mittelalter als eine Entbehrung; es wird schon in Karolingischer Zeit als Strafmittel angewendet.“ Heute, wo man guten italienischen Wein hundert Meilen nördlich von der italienischen Grenze für 90 Pfennige die Flasche bekommt, heute würden die Arbeiter der Marmorbrüche bei Carrara, denen nur ekle Pfützen spärlichen Ersatz für den vergossenen Schweiß gewähren, den Wohltäter mit Thränen segnen, der ihnen frisches Wasser zuführte. Die italienische Regierung hat zwei Millionen drangewendet, einen Ausbruch der Verzweiflung dieser Unglücklichen niederzuknallen (?); zwei Millionen auf eine Wasserleitung zu verwenden und auf Maschinen, die den Männern ihre lebensgefährliche und schwere Arbeit erleichtern könnten, das ist noch keinem Staatsmanne eingefallen. Auch auf Sizilien leiden viele Arbeiter, namentlich in den Schwefelgruben, an Wassermangel; dort hat die moderne Kur sozialer Übel durch Pulver und Blei noch weit mehr Millionen gekostet.

Seite 227 hebt der Verfasser die Vermögensungleichheit der heutigen Zeit

hervor, bemerkt aber: „Übrigens dürfte es dann [denn?] doch besser sein, wenn einzelne zu besonderm Reichtum gelangen, als wenn alle auf gleicher Stufe der Armllichkeit bleiben. Die Tagelöhner von heute führen sicher eine bessere und angenehmere Lebensweise, als die Grafen und Barone in Karls des Großen Zeit.“ An andern Stellen gesteht er wieder zu, daß die moderne Arbeit in vielen Fällen an sich schon Höllenqual sei, während in alten Zeiten selbst die Sklavenarbeit durch zweierlei verfüßt worden sei, was dem heutigen Arbeiter versagt bleibe: in vielen Fällen habe der Sklave seiner Arbeit individuellen Charakter verleihen dürfen und so die Befriedigung genossen, die aus jeder Bethätigung des eignen Willens entspringt; handelte es sich aber um einförmig mechanische Arbeiten, wie das Drehen der Mühle, dann pflegte er sie mit Gesang zu begleiten. Abgesehen von diesem abermaligen Widerspruch ist der obige Satz ein seit vierzig Jahren beliebter Gemeinplatz, der auf gänzlicher Nichtachtung notwendiger Unterscheidungen beruht und daher endlich einmal aus dem Teile der Litteratur verschwinden sollte, der auf wissenschaftlichen Charakter Anspruch macht:

Ein heutiger Arbeiter der obersten Schicht erfreut sich einer zwar knappen, aber dafür aus mannichfaltigern und zum Teil sehr wohlschmeckenden Bestandteilen zusammengesetzten Kost als die Barone Karls des Großen und als dieser selbst, und genießt manche Bequemlichkeiten, die in jener Zeit gar nicht vorhanden waren. Aber der mittelmäßig und der schlecht bezahlte Arbeiter, deren Hauptnahrungsmittel Brot, Kartoffeln, sogenannter Kaffee und Schnaps sind, haben nicht allein schmälere, sondern auch schlechtere Kost nicht bloß als die Großen der Karolingerzeit, sondern auch als die damaligen Leibeigenen. Von den Kulturgütern der Gegenwart hat ein solcher Mensch wenig, da sie alle Geld kosten, von seinem Einkommen aber zwei Drittel auf Nahrung verbraucht werden, das dritte Drittel auf Wohnung und Kleidung draufgeht. Der einzige Vorzug vor seinen Vorfahren, den er genießt, besteht in der Ofenheizung, den Glasfenstern und der Petroleumbeleuchtung. Die Teilnahme am Geistesleben der Nation durch Zeitungslesen und Vereine hat vor der Hand nur die Wirkung, daß sie ihn in gelegentliche Konflikte mit Polizei und Strafrichter verwickelt. Hat er außerdem noch eine besonders unangenehme Arbeit, z. B. in der Grube, in der Glashütte, in der Anilin-, Cellulose- oder Zuckerfabrik, in einer Schneiderschmiedwerkstatt,*) so erleidet er Entbehrungen und körperliche Qualen, von denen die Menschen früherer Zeiten nichts wußten. Dazu wandelt er am Rande

*) Vorläufig macht der technische Fortschritt noch keine Miene, von dem bisher beobachteten Gesetze abzugehen, wonach die Annehmlichkeiten, die er den einen verschafft, von andern durch ein vermehrtes Maß von Unannehmlichkeiten bezahlt werden müssen. Wer von uns freute sich nicht des schönen, bequemen, reinlichen elektrischen Lichts! Namentlich die Reinlichkeit ist eine entzückende Eigenschaft. Und nun sehe man, wie es in mancher elektrischen Werkstatt zugeht!

jenes Sumpfes, in den ihn jeden Augenblick ein Windstoß der Konkurrenz oder ein Fehltritt hinabstürzen kann. Von diesem Elend hatten frühere Zeiten keine Ahnung. Feindliche Einfälle, barbarische Justiz und Hungersnot konnten schlimmere akute Leiden erzeugen, als sie heute vorkommen. Aber keine Hungersnot trieb den hörigen Bauer aus seinen vier Pfählen; er wurde nicht zum verachteten Lumpen und zum Jagdwild der Polizei herabgewürdigt; sein Obdach und seinen Acker behielt er, und gelang es ihm, sich durchzuhungern, so lebte er dann weiter wie vorher. Landlose Leute entstanden freilich durch die Zunahme der Bevölkerung schon in der Hohenstaufenzeit. Aber die einen wurden Kolonisten, die andern fanden reichlichen Verdienst in den aufblühenden Städten, und die zu faul oder zu wild zur regelmäßigen Arbeit waren und als vogelfreies Volk in den Wäldern umherschweiften, waren dort sicher vor Verfolgung. Gaukler machten keine schlechten Geschäfte; ein Pferd war ein nicht ungewöhnliches Geschenk für den fahrenden Mann, man findet diesen Vagantensold in manchen Stiftsrechnungen verzeichnet.

So sind also die Angaben Herrmanns über die Lage des heutigen Arbeiterstandes und über seine Bestrebungen einzeln zwar alle oder doch fast alle richtig, das Gesamtbild aber, das die einzelnen Züge ergeben, ist so schief und verworren, daß es eigentlich gar nicht ein Bild, sondern nur ein Haufe von Widersprüchen genannt zu werden verdient.

(Schluß folgt)



Die deutschen Redensarten



edermann weiß, daß unsre Sprache reich ist an kräftigen, witzigen volkstümlichen Wendungen aus den verschiedensten Lebenskreisen. Jeder Deutsche führt einen Schatz solcher Kraftbilder bei sich und gebraucht sie gern; sie bezeichnen oft den springenden Punkt einer Sache, treffen den Nagel auf den Kopf, nennen das Kind beim rechten Namen (da haben wir gleich ihrer drei!), wo sich eine bildlose Rede nur mühsam um die Sache herumbewegen würde „wie die Katze um den heißen Brei,“ und der behagliche Witz, der oft in ihren Bildern liegt, ist echt deutsch. Im alltäglichen Gespräch ist man sich wohl kaum bei einer ihres vollen Inhalts bewußt; auch nicht bei solchen, wie der zuletzt gebrauchten, deren Vorstellung jeder doch sofort gewinnen kann, wenn er nur will. Denn in dem Augenblick, wo sie ausgesprochen werden, sind sie ja, wie alles Sprechen, nur Mittel zum Zweck. Aber daß sie oft ein so vor-